



---

**Aus Freude am Lesen**

Ein kleines Dorf in den Bergen, eine halbe Tagesreise von Salzburg entfernt. Am Ende des 18. Jahrhunderts geht ein tiefer Riss durch seine Bewohner: den saturierten Großbauern stehen die armen, rechtlosen Mägde und Knechte und die Bergwerksarbeiter gegenüber, deren Lage sich immer mehr verschlechtert. In diese gespannte Atmosphäre platzt der genialische Emanuel Schikaneder mit seiner Wandertheatertruppe. Er hat an den sittenstrengen Salzburger Fürstbischof Colloredo ein Gesuch geschickt, in dessen Stadt auftreten zu dürfen, doch weil die Antwort auf sich warten lässt, sitzen die Schauspieler in dem Bergdorf fest. Der unübersehbare lockere Lebenswandel der Truppe stößt bei einem Teil der Bewohner von Tag zu Tag auf größeren Widerwillen, zu allem Überfluss gerät Schikaneder in Geldnot. Seine rettende Idee: er bringt ein Trauerspiel zur Aufführung, eine Sensation für das Dorf. Jedoch ist die Geschichte derart nahe an der Lebensrealität der Dorfbewohner, dass es zu Tumulten und schließlich zum Eklat kommt. Schikaneder ist begeistert: so viel Aufruhr war selten. Doch bald muss er bemerken, dass der revolutionäre Unmut auch sein Theater bedroht ...

ROBERT HÜLTNER wurde 1950 in Inzell geboren. Er arbeitete unter anderem als Regieassistent, Dramaturg, Regisseur von Kurzfilmen und Dokumentationen. Für seine Inspektor-Kajetan-Romane wurde er vielfach preisgekrönt, u. a. zweimal mit dem Deutschen Krimipreis und mit dem renommierten Glauser-Preis. Robert Hültner ist zudem Drehbuch-, Hörspiel- und Theaterautor, er lebt abwechselnd in München und in einem Bergdorf in den südfranzösischen Cevennen.

Robert Hültner

# Der Sommer der Gaukler

Roman

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2010

Copyright © 2005 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: Woman with a Mask (oil on canvas), Lippi,

Lorenzo (1606–65) / Musee des Beaux-Arts, Angers, France /

Giraudon / The Bridgeman Art Library

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74012-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Der Konvoi der *Schikanederischen Schau- und Operngesellschaft* bestand aus zwei günstig in Augsburg geordneten zweispännigen Kutschen für das Prinzipals-Ehepaar, die Ersten Damen und die Tänzerinnen, drei etwas weniger komfortablen Planwagen für die Herren und das Orchester sowie zwei hochbepackten, von stämmigen Kaltblütern gezogenen Gepäckwagen.

Seit die Truppe in der Miesenbacher Poststation Mittagsrast gehalten hatte, waren noch keine zwei Stunden vergangen. Trotzdem schien es Emanuel Schikander, als habe bereits die Dämmerung eingesetzt. Auch die Geräusche um ihn herum hatten sich verändert. Das eintönige Knirschen der eisenbeschlagenen Räder auf dem Schotter, unterbrochen nur vom Schnauben der Pferde und einem gelegentlichen, von einem unverständlichen Ruf des Kutschers begleiteten Peitschenknall, das Knarzen und Ächzen des Fahrwerks, alles hatte an Lautstärke zugenommen. Durch die Ritzen des Wagens war schwere Feuchtigkeit in das Innere der Kabine gedrungen.

Solange die Fuhrwerke noch gegen die zähe Landschaft des Voralpenlandes gezogen waren, hatte der Prinzipal ein wenig gedöst. Jetzt schob er sich im Sitz nach oben, um seinen nach Tagen der Rumpfelei wundgeriebenen Steiß ein wenig zu entlasten. Er befreite sich behutsam von seiner im Schlaf an ihn gesunkenen Gattin und sah nach draußen.

Sie befanden sich bereits im Gebirge. Es hatte leicht zu reg-

nen begonnen. Noch im vollen Laub stehendes, triefendes Buchengeäst neigte sich über die Straße, eine von Farn gesäumte, von schlammigen Pfützen gelöcherte und tiefen Fahrriellen gefurchte Piste. Zu ihrer Linken stieg das Gelände steil an. Nach wenigen Metern verlor es sich in einer schwarzen Tannenwaldung, aus der nackte Kalkfelswände in neblige Höhen flohen. Auf der rechten Seite schützte nur ein niedriger Steinwall vor einem bedrohlichen Abgrund, aus dessen dämmeriger Schlucht das finstere Orgeln eines Gebirgsbachs nach oben drang und sich mit einem fernen Donnerrollen mischte.

Die Steigung hatte kaum merklich zugenommen, die Fahrt sich verlangsamt. Die Felsen rückten näher an den Wegrand. Käme ihnen jetzt ein Fuhrwerk entgegen, müsste mit langem, von Beleidigungen und Drohungen begleitetem Palaver geklärt werden, wer zurückzusetzen hätte. Doch niemand kam. Der Treck passierte eine verlassene Mautstation. Einige Kehren später polterte er an einem sturmschiefen, rindengedeckten Unterstand vorbei.

Johann Joseph Emanuel Schikaneder – seine beiden ersten, etwas bäurisch klingenden Vornamen hatte er schon früh unter den Tisch fallen lassen, und auch seinen ursprünglichen Nachnamen ›Schickeneder‹ hatte er ein wenig veredelt – war noch nicht lange Prinzpal. Vor noch nicht drei Jahren hatte er die leidlich eingeführte Truppe von der Witwe des früheren Besitzers für viertausend Gulden erworben, mit allem menschlichen und sonstigen Inventar. Das Risiko hatte sich gelohnt: Schon nach einem Jahr hatte er den Kaufkredit zurückzahlen können. Mit seinen noch nicht dreißig Jahren war er jetzt der Leiter einer der erfolgreichsten Wandertheater-Compagnien zwischen den süddeutschen Ländern und dem kaiserlichen Österreich, dazu ein unermüdlicher Stückeschreiber und gefeierter Erster Charakterdarsteller. Er hatte ein gesundes Selbstbewusstsein, und dennoch war es Balsam für seine Seele, was das Gothaer ›Theaterjournal für Deutschland‹ kürzlich über ihn geschrieben hatte. Noch im Schlaf hätte er es herbeten können: »Hrn. Schikane-

ders Wuchs ist von Natur aus ungemein vorteilhaft und schön, er ist groß, sehr wohlgewachsen, und seine Stimme ist rein und melodienreich. Sein Enthusiasmus hebt sich über alle Schwierigkeiten, und er verdient mit einem Wort unter die Reihe der besten Schauspieler und einsichtsvollsten deutschen Direktore gesetzt zu werden.« Nein – nicht nur das Publikum, auch die Göttin Fortuna liebte ihn. Von den Unannehmlichkeiten der Reise abgesehen, hätte er also höchst gelassen in die Zukunft blicken können.

Doch Emanuel Schikaneder hatte Sorgen. Er rechnete wieder und wieder, wollte es nicht glauben, fing von vorne an: Unmöglich! Es konnte nicht sein, dass er nahezu bankrott war! Das Gastspiel in Augsburg war doch ein voller Erfolg gewesen! Was das in Massen strömende Publikum, die Begeisterung während der Aufführungen und die Lautstärke des Applauses betraf, hätte die Bilanz nicht besser sein können. An manchen Abenden toste ein Rasen und Trampeln durch das Theaterhaus, dass Schikaneder einen Einsturz des hölzernen Theaterbaus befürchtete. Eine Panik hatte es unter den Zuschauern ausgelöst, als er die Furien aus ›Orpheus und Euridice‹ mit brennenden Kappen auf die Bühne schickte. Der Prinzipal hatte auf die Bühne rennen, einer der Tänzerinnen den Blechhut abnehmen und dem staunenden Publikum demonstrieren müssen, dass es ein winziger, in Spiritus getränkter Schwamm war, der diesen nie gesehenen Effekt erzeugt hatte. Tobender Applaus hatte ihn belohnt, und erst nach geraumer Zeit konnte die Vorstellung fortgesetzt werden.

Dass er es einmal gewagt hatte, ›Romeo und Julia‹ mit einem Happy End zu versehen, hatte einen Skandal verursacht, heftiger, als er ihn von den behäbigen Schwaben erwartet hätte. Doch danach war die Schikanederische Gesellschaft für Wochen einziges Stadtgespräch. Aus purer Neugier drängten die Augsburger an die Kasse und prügeln sich um Karten.

Schikaneders Rezept hatte sich bestens bewährt: Hanswurstiaden und Possen für das schlichte Volk, Komödien und Sing-

spiele für die Lachsüchtigen, Lessing, Wieland und Shakespeare für diejenigen, die auf Bildung hielten, Ballett und Erbauliches für die naserümpfenden Feingeister. Gelegentlich geriet ein sauertöpfischer Schwarzrock außer sich, weil nach seiner Beobachtung bei dieser oder jener Szene zu viel nackte Wade zu sehen gewesen wäre. Machte er aber den Fehler, dies während der Vorstellung zu äußern, musste er einen Orkan der Empörung, versetzt mit unflätigstem Protest und matschigen Wurfgeschossen, über sich ergehen lassen.

Was also diesen die Seele wärmenden Erfolg betraf, konnte Emanuel Schikaneder nicht klagen. Aber ärgerlich war gewesen, dass nicht allein das sensationslüsterne und leicht verführbare Stadtvolk, sondern auch die Deputierten des Augsburger Magistrats augenscheinlich von einer plötzlichen Theaterleidenschaft ergriffen wurden. Ungerührt auf hiesige, angeblich seit jeher gültige Gepflogenheiten verweisend, orderten sie Abend für Abend eine größere Menge von Freibillets. Sie verteilten sie großzügig an Ehefrauen, Schwiegerleute, Geschäftspartner und Mätressen, nahmen dreist die besten Plätze in Beschlag und beschwatzten den Prinzipal dafür anschließend mit Ratschlägen, wie sein Programm zu verbessern wäre. Schikaneder musste sich zähneknirschend fügen. Zu laut durfte er nicht murren. Die Konkurrenz war groß, und es war der Magistrat, der es in der Hand hatte, ob er im nächsten Jahr mit seiner Wandertruppe wieder hier gastieren durfte. Also ließ er es dabei, flocht lediglich mit der betäubten Miene seines Hamlet Klagen über die hohen Kosten eines anspruchsvollen Theaters in die Gespräche. Er ertete verständnisvolle Seufzer, mehr nicht.

Natürlich hatte dies der Bilanz nicht gut getan. Auch zwangen ihn in dieser Saison gewisse Umstände, etwas höhere Privatentnahmen anzusetzen. Demoisell Fanny, die erst im Frühjahr zum Ensemble gestoßen war – ein üppiges, stets wohlgelauntes und in jeder Beziehung verspieltes Ding mit annehmbarem darstellerischen Ausdruck, vor allem von umwerfender Wirkung auf junges, eher klobiges Handwerksvolk im Publikum –, Fanny

hatte ihm eines Abends etwas zugeflüstert, was ihm seitdem sorgenvolle Stunden bereitete. Eines war ihm augenblicklich klar: In der Stadt durfte unter keinen Umständen bekannt werden, dass der hehre Künstler Schikaneder, bejubelter Darsteller hochmoralischer Dramengestalten, seine vom Publikum nicht weniger hymnisch verehrte Gattin mit einer zweitrangigen, mäßig talentierten ›Naiven‹ betrogen hatte.

Doch Fanny zeigte sich zu seiner Erleichterung einsichtig. Da sie praktisch veranlagt war, rechnete sie nicht damit, dass sich der Prinzipal ihr zuwenden könnte. Sie akzeptierte schließlich, mit einem braven, vor Leidenschaft nahezu erblindeten Beamten verkuppelt zu werden. Da sie aber nicht nur in Liebesdingen praktisch veranlagt war, wusste die Demoisell ziemlich gut, was der Tarif für ihr Einverständnis war. Bei seinem Versuch, sie herunterzuhandeln, hatte sie Standhaftigkeit gezeigt. Daran, dass sie mit der – vorerst nur dem eingeweihten Betrachter auffallenden – kleinen Wölbung ihres Bäuchleins die definitiv besseren Karten hatte, war nicht zu rütteln.

Schikaneder war mit sich hart ins Gericht gegangen. Ein Idiot war er gewesen. Was hatte er erwartet? Dass er schon irgendwie davonkommen würde? Wie in Linz, in Laibach, in Nürnberg oder Regensburg? Da hatte es ihn nie bekümmern müssen, ob Monate nach seiner Abreise in bürgerlichen oder aristokratischen Wiegen etwas krähte, was seine Nase hatte oder mit seinen Augen lächelte. Emanuel Schikaneder warf einen verstohlenen Blick auf seine Frau. Hatte Eleonore etwas davon mitbekommen? Er hatte seine Transaktionen geschickt vertuscht. Eine rätselhafte Erkrankung, die angeblich hohe Arzthonorare verschlang, die Überholung der ausgeleierten Transportables, die Auffrischung der durch den Transport ramponierten Kortinen, der Nachschub für die pyrotechnische Maschinerie, all diese Mätzchen waren leicht zu fingieren gewesen. Eleonore hatte diese Entscheidungen stets ihm überlassen, sie mischte sich immer erst dann ein, wenn es brenzlich zu werden drohte. Dann aber machte sie ihm heftige Vorwürfe, drohte

an, sein finanzielles Gebaren ab sofort aufs Schärfste zu kontrollieren.

Seit er die Compagnie übernommen hatte, waren derartige finanzielle Krisen an der Tagesordnung. Doch so häufig sie auch auftauchten, meist verschwanden sie wie von Zauberhand wieder – ein berührter Mäzen half aus der Klemme, wochenlanges Schlechtwetter ließ die Massen strömen, eine Aufführung traf den Nerv der Zuschauer, die Kunde blutiger Rangeleien vor der Kasse des längst überfüllten Theaters und von spektakulären Ohnmachtsanfällen während der Vorstellungen verbreiteten sich wie Lauffeuer.

Doch diesmal war keine Rettung in Sicht. Mit der Summe, die sich noch in der Kasse befand, konnte er bestenfalls noch zwei, höchstens drei Übernachtungen in einem passablen Gasthaus finanzieren. Es ginge sich gerade noch aus, wenn sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in Salzburg mit den Aufführungen beginnen konnten. Das aber war das Problem.

Die Salzburger Theaterkommission hatte bisher noch nicht reagiert. Von einem Reisenden hatte Schikaneder erfahren, dass der erzbischöfliche Hofkämmerer in den vergangenen Wochen unpässlich gewesen sei. Das ließ ihn aufhorchen. *Unpässlich?* Also nicht schwerkrank oder gar im Sterben liegend? Das roch doch nach einer diplomatischen Finte! Wurde gegen ihn intrigiert? Hatten sich seine Konkurrenten, die Böhm'schen, Hornung'schen und Wahr'schen Compagnien, bei Erzbischof Graf Colloredo mit ihren bieder beschaulichen Aufführungen lieb Kind gemacht? Hatte ihn ein eifernder Schwarzrock als Blasphemiker und Sittenstrolch verleumdet, nur weil in einer seiner harmloseren Possen ein Mönch zu sehen war, der weltlichen Gelüsten nicht so widerstehen konnte, wie es die katholische Lehre predigte?

Ein heftiger Stoß brachte die Kabine ins Wanken. Ein Wasserschwall klatschte an die Seitentüren. Eleonore Schikaneder schlug die Augen auf, suchte instinktiv an ihrem Mann Halt und blickte suchend um sich. Der Kutscher draußen brüllte etwas,

das im Wageninneren nicht zu verstehen war, sich aber nicht nach einem frommen Gebet anhörte. Der Wagen schaukelte noch ein wenig nach, dann ging die Fahrt weiter.

»Wir hätten doch die neue Straß nehmen sollen, Schani«, nölte Eleonore. Ein erneutes Ächzen des Fahrwerks begleitete ihre Worte. »Die wär doch viel kommoder gewesen. Diese Rumpelerei!«

Schikaneder sah sie nicht an. Sein Blick haftete zwischen Demoisell Bichler und Demoisell Mayer, die ihm gegenüber saßen.

»Die ist wahrscheinlich der Grund, warum du wieder meinen Namen vergisst«, giftete er zurück. »Darf ich dich daran erinnern, dass ich mich nicht Schani, sondern Emanuel nenn? Und das nicht erst seit gestern?«

Demoisell Bichler, Erste Naive der Schikaneder'schen Truppe, warf ihrer Kollegin einen verstohlenen Blick zu, den diese mit unauffälligem Zwinkern erwiderte.

»Emanuel Schikaneder, deutscher Schauspieldirektor«, sagte sie mit treuherzigem Lächeln, als gälte es, Gelerntes folgsam zu vertiefen.

»Ich bin informiert!«, schnappte die Gattin des Direktors zurück. »Aus erster Hand, gewissermaßen!«

Salome Bichler hielt kurz die Luft an. Madame war die Chefin. Dann atmete sie aus, zuckte leichthin, ein wenig die Missverständene gebend, mit den Schultern und begann, ihre Fingernägel zu begutachten. Unbeteiligt und mit der Miene des Abgeklärten, der es seit langem aufgegeben hat, für die Gefühlsausbrüche der Frauen eine Erklärung zu suchen, sah Schikaneder den vorbeiziehenden Nebelschwaden nach. Dennoch ging sein Puls jetzt ein wenig schneller. Hatte seine Frau womöglich etwas mitbekommen? Unmöglich! Vielleicht sagte Eleonore einfach der Instinkt, dass sie auf der Hut sein müsse. Die anderen Damen des Ensembles hatte sie nie für voll genommen. Demoisell Mayer beispielsweise war zu jung und darüber hinaus eine zu schlechte Schauspielerin. Bei Salome Bichler lag der Fall jedoch ein wenig anders. Auch wenn sie nie an das Können Eleo-

nores herankäme (wer weiß aber, ob sie vielleicht bisher einfach noch keine Gelegenheit bekommen hatte, es zu zeigen?), so war sie doch eine gute, für ihr Alter bereits sehr routinierte Schauspielerin. Schnell in der Auffassung, mitreißend lustvoll in jede neue Verwandlung schlüpfend, ihre Rollen mit Glaubhaftigkeit und dennoch eigener Persönlichkeit versehend, mit raffiniert gesetztem, das Publikum betörendem Charme. Schon stand Demoisell Bichler bei den meisten Aufführungen, in denen Madame Schikaneder die Hauptrolle spielte, auf der Ausfallliste. Dass sie hätte einspringen müssen, war bisher allerdings noch nicht eingetroffen. Vor allem dann, wenn Eleonore Schikaneder mitbekommen hatte, dass Demoisell Bichler die entsprechende Rolle schon synchron mitsprechen konnte, bewies sie ihre eiserne Gesundheit. Doch so gefährlich sicher der Instinkt Eleonores auch sein mochte – er konnte ihr unmöglich gesagt haben, dass Demoisell Bichler vor einigen Tagen eine günstige Gelegenheit beim Schopf ergriffen hatte, die Nachfolge der tränenreich verabschiedeten Fanny anzutreten.

Der Wagen war wieder in heftige Schaukelbewegung geraten.

»Die Straß ist einfach die Höll«, setzte Madame Schikaneder wieder an. »Und außerdem ein Umweg.«

»Aber landschaftlich viel attraktiver«, gab Schikaneder launig zurück.

Madame schwenkte ihre Augen nach draußen. Zweifelnd hob sie die Brauen.

»Auch wenn man mehr sehen könnt, wärs Ansichtssach. Sag – warum müssen wir unbedingt über den alten Jochenpass? Warum haben wir nicht die neue Straß genommen?«

Schikaneder fuhr gereizt herum. »Weil ich mich erstens um das Wohl meiner Leute zu bemühen hab –«

Wieder geriet der Wagen ins Schaukeln.

»Ich merks«, sagte Madame.

»Und weil zweitens deine kommode neue Straß eine Maut kostet, deren Höhe jeden Raubritter in höchsten Zweifel stürzen würd, ob er sich nicht doch den verkehrten Beruf ausge-

sucht hat! Und weil«, jetzt legte Schikaneder eine verächtliche Schärfe in seine Stimme, die sie zugleich hasste und fürchtete, »weil weiters das Wort ›kostet‹ mit dem Wort ›Kassa‹ nicht bloß den gleichen Anfangsbuchstaben, sondern auch sonst ziemlich viel gemeinsam hat!«

Madame Schikaneder, vom Ausbruch ihres Mannes überrascht, war ein wenig von ihm abgerückt. Sie hätte einiges als Antwort parat gehabt, oh!, und gerade zum Thema ›Kassa‹! Aber nicht hier. Nicht vor Mitgliedern des Ensembles.

Er maß sie mit einem erstaunten Blick. Dann brummte er etwas, das wie ein Einlenken klingen sollte.

»Außerdem hab ich mich selbstverständlich erkundigt«, sagte er versöhnlich. »Die alte Straß ist noch in *bestem* Zustand!«

Er hatte noch etwas ähnlich Beruhigendes hinzufügen wollen, kam aber nicht mehr dazu. Der Wagen kam abrupt zu stehen. Dann, unter dem Kreischen der Frauen, Wiehern der Pferde und dem cholerischen Gebrüll des Kutschers, kippte er sacht zur Seite. In Richtung Abgrund.

Vester war noch keine Dreißig, aber sein von drahtigem Bartgestrüpp und zerzaustem Schopf gerahmtes Gesicht war fahl olivfarben wie das aller Bergleute. Die dünngewetzte juchtene Hose und der gewalkte, mit Flickaufsätzen übersäte Rock umschlotterten seinen knochigen Körper. Bevor er in das Dunkel des Berges trat, blieb er stehen und sah nach oben. Der Himmel war grau wie der verwitterte Kalk des Gebirges, pfeifender Wind und Dohlen durchsichelten die Luft, und um die Schroffen des Kogelberges klumpten sich Gewitterwolken. Ein Unwetter um diese Jahreszeit war nichts Ungewöhnliches. Trotzdem befahl den Steiger eine plötzliche Unruhe.

Etwas braute sich zusammen.

Vester war wenig abergläubisch, nicht einmal besonders gläubig. Zwar stand er nie abseits, wenn die Heilige Barbara wieder einmal um reiche Ausbeute und Schutz vor Stolleneinstürzen angefleht wurde. Betrachtete er aber das Bildnis der Schutzheiligen, befahl ihn jedesmal Skepsis. Wie sollte ihnen dieses zerbrechliche Weibsbild mit seinem himmelwärts gerichteten Blick helfen können, wenn es hart auf hart ging? Und wenn die Alten von ihren Begegnungen mit den Stollengeistern fabelten, wollte er nichts davon wissen.

Und dennoch hatte ihn in den letzten Monaten häufiger das vage Gefühl beschlichen, dass in Grabesstille und Pechdunkel des Bergwerks vielleicht doch irgendein Wesen hausen könnte. Empfand es ihr Tun plötzlich als Frevel? Über Generationen

hatte es die kleine Knappschaft gewähren lassen. Kein Ächzen, kein Grollen hatte es von sich gegeben, Tag für Tag die Bergleute in seine hallende und tote Finsternis aufgenommen, wo sie sich im flackernden Schein der Fackeln und Kerzen, hustend in Steinstaub und von Pechrauch verpesteter Luft, mit Hacke, Hammer und Meißel immer tiefer in das Innere des Berges wühlten. Erwachte dieses Wesen allmählich?

Seit einigen Wochen kämpfte Vester mit Anfällen von Melancholie. An manchen Abenden wollte der Schlaf nicht kommen, so erschöpft er auch sein mochte. Dann stand er auf, tappte über die schnarchenden Kollegen und ging in die Nacht hinaus. An der Schanze der Abraumhalde ließ er sich nieder, glotzte den Mond an, lauschte den Stimmen des Hochwaldes und fühlte eine grenzenlose Leere in sich.

Er sah ins Tal hinab. Dort unten war das Leben, die Wärme der Frauen, das Geplärr der Kinder, dort dampften Backöfen und schmorten fettige Speisen, dort blühten die Farben prachtvoller Feste und prangender Umzüge. Der Gedanke versetzte ihm einen Stich: Er würde nie dazugehören. Wird dies für immer sein Leben sein, dieses ewige Dunkel, diese stete Angst, diese aufreibende Mühsal? Es war noch keine zehn Jahre her, dass in den Stollen und in der Schmelze im Taldorf mehr als hundert Knappen ihr Auskommen gefunden hatten. Doch schon damals war die Ausbeute von Jahr zu Jahr geschrumpft. Als dann – der zwischen Machtwahn, Dummheit und Gier changierende bairische Kurfürst hatte sich wieder einmal gründlich verkalkuliert – die Kaiserlich-Österreichische Armee anrückte, schien das Ende gekommen zu sein. Kroatische Marodeure setzten die Schmelze in Brand, schleuderten Sprengsätze in Knappenstuben und Stollenmünder.

Kaum waren die Söldner abgezogen, stellte das kurfürstliche Bergamt zu München eine Rechnung auf. Sie ergab ein Missverhältnis zwischen den Kosten für den Wiederaufbau und dem zu erwartenden Ertrag. Von einem Tag auf den anderen wurde die Entlassung aller Knappen und die Einstellung des Bergbaus

verfügt. Allerdings würde dem, der die Suche nach Blei und Galmei auf eigene Rechnung weiterführen wollte, nichts in den Weg gelegt werden.

Ein Geschäftsmann namens Anton Paccoli, gebürtig aus dem Salzburgischen, doch seit längerem im Kurbaierischen ansässig, hatte sich den Zuschlag gesichert. Er warb ein Dutzend Bergleute aus dem Tiroler Unterland an, die bereits Erfahrung in den alten Revieren um Schwaz gesammelt hatten, und schloss leidlich faire Pachtverträge mit ihnen. Mit unauffällig gesetzten, doch unmissverständlichen Hinweisen auf seine Beziehungen zu höchsten Stellen hatte er den örtlichen Bergrichter dazu bewegen können, das Holz, das er zur Verbauung der Stollen und zum Schmelzbetrieb brauchen würde, zu mehr als günstigen Konditionen im Gemeindewald einschlagen zu dürfen.

Zwei, drei Jahre ging alles gut. Neue Knappschaften ließen sich um den Kogelberg nieder, schwächlig wirkende, doch eisern zähe tirolische Romanen, von den Einheimischen argwöhnisch beäugt. Paccoli bezog bald ein prächtiges Herrenhaus bei Reichenhall. Ob er noch andere Einkünfte hatte, blieb ein Rätsel. Die Pachteinahmen allein konnten es nicht sein – die flossen zudem von Jahr zu Jahr magerer, so sehr die Bergleute auch schufteten und sich das tote Gestein der Abraumhalden immer tiefer in den darunter liegenden Bergwald ergoss.

Schon gaben die Ersten auf. Der Berg sei erschöpft, behaupteten sie. Sie nähten ihre wenigen Ersparnisse in den Saum ihrer Reisekleidung und packten ihr Bündel. Andere wiederum schlugen Steige durch den Hochwald, musterten den Fels, schätzten den Verlauf der Erzadern ab, durchstreiften das schroffe Gelände, die Wünschelrute vor der Brust gespreizt. Dann, nachdem sie ein Gebet zu ihrer Schutzheiligen gesprochen hatten (und, sicher ist sicher, den Berggeistern mit einem kleinen Opfer verstohlen Respekt erwiesen hatten), schlugen sie den neuen Stollen an. An einem Morgen nach einer gewittersatten Nacht und zwei Monaten ergebnisloser Suche, standen sie bis zu den Knien in brackigem Wasser. Sie lästerten Gott, heulten, prügel-

ten auf den Rutengänger ein, der mit seinem geheimen Wissen geprahlt hatte. Dann gaben auch sie auf.

Die Knappen der Kogelscharten-Grube, in der Kehle unterhalb eines Grates zwischen den Gipfeln des langgestreckten Kogelberg-Massivs gelegen, schienen es besser getroffen zu haben. Doch die unruhig durch den Berg fahrende Erzader hatte das Vorwärtskommen beschwerlich werden lassen. Überraschte sie an manchen Tagen mit ordentlicher Ausbeute, so erwies sie sich wenige Meter weiter als endgültig taub. Ein Labyrinth aus auf- und niederlaufenden Gängen, Quer- und Senkrechtstollen war entstanden. Nur noch die Bergleute fanden sich in ihren Katakomben zurecht, war doch jeder Schrund, jede Zweigung und jeder Durchbruch mit ihrem Schweiß erkämpft.

Noch dazu hatten sie vor einigen Monaten eine beunruhigende Entdeckung gemacht. Eine mächtige, wie geschliffen glatte Verwerfung hatte sich aus dem Fels geschält. Das Gestein wurde nachgiebiger, es brach bereitwillig unter den Schlägen der Hauer, und auch der Erzgehalt schien zuzunehmen. Doch von Meter zu Meter wuchs die Gefahr eines Einsturzes. Das Zimmerer-Holz, das der Verpächter laut Vertrag bereitzustellen hatte, war bereits nach wenigen Wochen aufgebraucht. Die Bergleute mahnten Nachschub an. Paccoli zeigte Verständnis, klagte über kurzfristige Engpässe und allerlei organisatorische Schwierigkeiten, die er zwar unendlich bedauere, für die er aber nicht verantwortlich sei.

Gegen Ende August musste auf diesen Höhen bereits mit dem ersten Schnee gerechnet werden. Um keine Zeit zu verlieren – der Winter, in dem die Stollenmünder von meterdickem Schnee bedeckt waren, musste mit dem Ersparnen überstanden werden –, verfielen sie auf die Idee, die nötigen Stützbalken und Planken aus einer nahegelegenen, vor Jahrzehnten aufgegebenen Grube auszubauen. Der Bergzimmerer Tamerl gab sich alle Mühe, doch die Fichtenplanken splitterten, die mooschlierigen Trämme waren von Nässe schwer oder vom Wurmfraß ausgehöhlt. Jeder zweite Balken überstand den Transport zur benachbarten Grube nicht.

Erst gestern hatte es wieder Streit gegeben. Vester hatte dafür plädiert, die Arbeit einzustellen, bis Paccoli das Stützholz endlich angeliefert habe. Alles andere sei zu riskant. Schnell hatten sich zwei verbissen bekriegende Gruppen gebildet. Vester hatte schließlich angekündigt, heute ins Tal hinabzusteigen. Er wollte im Bergamt vorsprechen und dem Verpächter ein Ultimatum stellen.

Das hatte er an diesem Nachmittag auch getan. Paccoli jedoch war geschäftlich unterwegs. Der Bergschreiber gab sich ahnungslos. Der Holzeinschlag habe seines Wissens schon vor einigen Wochen stattgefunden. Dass es noch nicht geliefert worden sei, könne er sich nicht erklären. Vielleicht gab es Transportprobleme? Vester solle sich gedulden, er, der Schreiber, würde der Sache nachgehen. Drohungen verbiete er sich jedoch mit aller Entschiedenheit. Und was den Kontrakt betraf – Vester solle ihn sich genauer ansehen. Stand darin etwa, wann auf den Tag genau geliefert werden müsse? Na also. Klar machen müsse er sich auch, dass der Pachtvertrag jederzeit aufgelöst werden könnte. Vom Herrn Bergrichter wäre jedenfalls in dieser Sache keine Unterstützung zu erwarten. Diesem läge vor allem daran, dass der Unternehmer im Ort verbleibe. Zudem, und bei diesen Worten zuckte der Mundwinkel des Schreibers eigenartig, sei der Herr Bergrichter ein Freund und Bewunderer Paccolis. Er würde also nicht empfehlen, vor Gericht zu ziehen.

Das musste Vester jetzt seinen Männern erklären. Sie würden ihm vorwerfen, nicht mit dem nötigen Nachdruck aufgetreten zu sein, und vermutlich hatten sie Recht. Ein erfahrener und umsichtiger Steiger mochte er sein, doch das Verhandeln war nie seine Stärke gewesen. Gut, das würde er überstehen. Um seine Stellung als Steiger hatte er sich nie gerissen. Wenn einige seiner Leute meinten, es besser zu machen, sollten sie es ruhig versuchen. Klar war nur eines: Der Abbau musste augenblicklich abgebrochen werden, so viel versprechend das Gestein auch sein mochte. Die Verwerfung musste umgangen werden, mit einem neuen, einige Meter höher gesetzten Anschlag könnte es gelingen.

Zögernd ging Vester auf den Stollenmund zu. Er zog seine Kapuze über den Kopf, duckte sich unter den Balkensturz, entnahm einer Nische die Lampe und entzündete sie. Wieder kroch ihm ein Schauer über den Rücken. Etwas befahl ihm, sofort umzukehren.

Nach wenigen Metern war vom Tageslicht nichts mehr zu sehen. Eine merkwürdige Stille umgab Vester. In seinen Ohren rauschte es. Eine Weile hörte er nichts als seinen Atem und seine Schritte auf den Planken.

Er blieb stehen. Klang es unter seinen Sohlen plötzlich anders? War da jetzt statt des Knirschens des feinen Schotters nicht ein schlammiges Schmatzen?

Wasser, dachte Vester, auch das noch. In diesem Augenblick sah er, dass die Lampenflamme wild zu flackern begann.

Severin kam ihm im Laufschrift entgegen.

»Kumpani, ich –«, begann Vester. Severin wollte nichts mehr hören.

»Wasser!«, stieß er hervor, die Stimme voller Panik. »Raus!!«

»Pumpen!!«, schrie Vester.

»Was tun wir denn seit Stunden?!«, heulte Severin. »Raus! Der Berg kommt!«

Hinter ihm waren die schwankenden Lichter der anderen zu erkennen. In ihre hallenden Schreie mischte sich ein fernes, dumpfes Wummern, das zu einem betäubenden Grollen anschwell und sich mit rasender Geschwindigkeit näherte.

»Ist noch wer hinten?!«, brüllte Vester.

»Der Krister! Aber 's ist zu spät! Raus!«

Aus dem Fenster seines Amtszimmers beobachtete Bergrichter Ratold das kleine Grüppchen Dörfler, das sich um das in die Prangerzwinde geschlossene Mädchen geschart hatte. Er konnte nicht hören, was gesprochen wurde. Wurde gar geschwiegen? Was war das doch früher immer für ein Gejohle gewesen! Oft hatte er einschreiten müssen, wenn das Verhöhnern einer Verurteilten in Handgreiflichkeiten auszuarten drohte. Nichts davon war jetzt zu sehen. Hatte es damit zu tun, dass er das Rußegger-Lieserl nicht, wie in den meisten Fällen, wegen eines Vergehens gegen die Sittlichkeit zum Pranger-Stehen verdonnert hatte, sondern weil sie mit einem Bündel Reisig im Hassl-Wald ertappt worden war?

Es war der Hassl-Bauer selbst gewesen, der die ansonsten kreuzfromme Halbwüchsige zu ihm gezerrt und strengste Bestrafung gefordert hatte. Der Bergrichter fand die Aufregung des Bauern angesichts des geringen Schadens zwar ein wenig übertrieben, hatte aber keine Wahl. Das Gesetz war eindeutig, und Nachsichtigkeit gegenüber Waldfrevlern war darin nicht vorgesehen, auch wenn es sich um bitterarme Dörfler handelte.

Der Bergwerksbesitzer Anton Paccoli war an seine Seite getreten.

»Ich beneide Sie nicht«, seufzte er.

»Wen?« Richter Ratold wandte sich erstaunt um. Meinte sein Gast etwa das Mädchen?

»Ich meinte selbstverständlich Sie, Herr Bergrichter«, klärte ihn Paccoli auf. Der Bergrichter nickte stumm. Paccoli hatte es richtig erkannt. Ratold liebte seinen Beruf schon lange nicht mehr.

In den ersten Jahren seiner Amtszeit war er noch dem verhängnisvollen Glauben angehängen, dass es einen guten Kern bei seinen Untertanen geben müsse. Er war behutsam vorgegangen, hatte jeder seiner richterlichen Handlungen wohlmeinende Belehrungen hinzugefügt, er hatte Rücksicht auf Bündnisse, alte Rechte und hergebrachte Besonderheiten genommen, den Kirchenchor mit gespendeten Instrumenten gefördert, Scholaren mit ihren geistlichen Spielen eingeladen, hatte die Entsumpfung von Nasswiesen und den Ausbau der armseligen Dorfschule angestoßen, die Armenpflege reorganisiert und eine Bruderkasse gegründet, die jene unterstützen sollte, die durch unverschuldetes Unglück in Not geraten waren. Er hatte die Kleidervorschriften für die jungen Frauen konkretisiert – wie kurz der Rock höchstens sein durfte, bis wohin die Brüste verhüllt sein mussten, wann es ausnahmsweise erlaubt war, ein ärmelloses Hemd zu tragen. Voller Leidenschaft hatte er gegen allerlei heidnische Volksbräuche gepredigt, hatte gegen das wilde Perchtenlaufen in den Rau- und Klöpfelnächten gewettert, den Glauben an Berg- und Waldgeister und die schwarze Magie verdammt. Den Einbau von Feuermauern zwischen Wohn- und Wirtschaftstrakten hatte er hartnäckig kontrolliert, war ihm doch aufgefallen, wie oft Bauernhäuser vollständig in Flammen aufgingen, weil diese Vorschrift missachtet worden war. Den Zehnt hatte er mit Augenmaß eingetrieben, Frondienste so gerecht wie möglich verteilt, und wo seine Kollegen in den angrenzenden Hofmarken schroff mit Strafe drohten, hatte er die Ablehnung des Heiratswunsches so manch armer Schlucker mit väterlichen Ratschlägen garniert.

Bei seinen Handlungen als Strafrichter war sein Ziel gewesen, seine Urteile stets als Destillat der allgemeinen Moral erkennbar zu machen – es musste, so träumte er damals, doch Ziel aller

Menschen, so auch der Bevölkerung seines Gerichtssprengels sein, zu einem Zustand von Zivilisiertheit, Frömmigkeit und sozialer Harmonie zu gelangen.

Doch manchmal hatte er sich merkwürdiger Gedanken zu erwehren gehabt. Konnte es sein, dass die immer wieder vorkommenden Diebstähle damit zu tun hatten, dass auch die Not der Armen nicht geringer wurde? Das strenge *Copulationsverbot* für mittellose Paare verfehlte ebenfalls seinen Zweck; die Zahl der unehelichen Kinder verringerte sich nicht. War es eigentlich vernünftig, was er tat? War es gar gegen die Natur? Vergeudete er seine Kraft für etwas, das nie gegen die Tatsachen des Lebens siegen würde?

Die Grübeleien verstörte ihn; sie drohte ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Er fühlte, dass ihn diese Gedanken vernichten würden – dachte er sie zu Ende, fände er sich irgendwann auf der Seite jener Geheimbündler und Staatsfeinde, die eine radikale Änderung der bestehenden Ordnung forderten. Seine ganze Existenz, in der er es sich in den Jahren doch einigermaßen kommod eingerichtet hatte, wäre bedroht!

Er geriet in Panik, und gleichzeitig fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Das Volk liebte ihn letztlich genauso wenig wie seinen Vorgänger. Man belog ihn, drückte herum, nutzte jede Unaufmerksamkeit, ihn zu hintergehen. Seine brüderliche, milde Herrschaft hatte das Gegenteil dessen bewirkt, was er erreichen wollte. Er war gescheitert.

Er hatte das Ruder brüsk herumgeworfen. So milde er zuvor agiert hatte, so drakonisch geißelte er jetzt jedes Vergehen. Und endlich schien das Volk zu parieren. Trotzdem musste er nach einiger Zeit feststellen, dass die Zahl der Gesetzesübertretungen nicht abnahm. Die mörderischen Raufhändel, die Diebstähle, die verbotenen nächtlichen Herumtreibereien lediger junger Männer und Frauen, ihre Tanzgelage in abgelegenen Berghütten, die vorehelichen Schwangerschaften und die in den ersten Winter Nächten trunken lärmenden Perchten schienen in den letzten Jahren sogar wieder zugenommen zu haben.

Ausmerzen, ausrotten, ausbrennen, züchtigen – diese Worte gebrauchte er immer häufiger. Welchen Mist hatten ihm da gewisse Kommilitonen auf der Universität zu Ingolstadt eingeredet? Alle Menschen gleich? Gottbeseelt? Ha! Kathederidioten! Das Volk war nicht edel! In seinen Gesichtern war Falschheit oder Dummheit, jede Ehrenbezeugung ein verlogenes Theater mit miserablen Akteuren, die ihre Rollen unbeholfen und stotternd absolvierten. Ohne Liebe und Gefühl zum Wort, ohne Ahnung, was sie bedeuteten. ›Euer Gnaden‹, ›Wohlgeboren‹, ›Hochwürden‹, ›Durchlaucht‹ – all diese Worte bezeichneten doch etwas! Sie waren doch die Schlüssel zur Idee einer Ordnung, zur einzigen, mit der die wüste Natur des Menschen geregelt werden konnte! Aber die Leute nutzten sie bewusstlos, zerbissen sie in ihren zahnluckigen Mäulern, manschten sie in ihren Dialekt und versahen sie zuletzt mit Bedeutungen, die mit ihrem Ursprung nichts mehr zu tun hatten. War ein ›gnädiger Herr‹ für sie noch einer, der, im Besitz göttlicher oder von Majestäten verliehener Gnade, in der Lage war, diese seinen Untergebenen zuteil werden zu lassen? Oder meinten die Leute damit bereits das Gegenteil? Nämlich einen pomadigen Nichtsnutz und einen überheblichen Dummkopf?

Er hatte sein Leben vergeudet, vermutlich. Warum bloß hatte er die Welt nicht nehmen können, wie sie war? Was hatte ihn dazu getrieben, die Menschheit erziehen zu wollen?

Wo in seiner dürren Seele nicht einmal Platz für die Liebe zu einem einzelnen Menschen gewesen war? Ein verzweifertes Gestocher war seine Ehe gewesen, jeder sibirische Winter wärmer als die Gefühle, die er für seine Gattin gehegt hatte. An ihrem Grab hatte er nach langer Zeit wieder geweint. Um sich.

Nur wenn er zornig und zum Fürchten gerecht wüten konnte, spürte er, dass in ihm noch etwas wallen konnte. Dann lebte wieder etwas in ihm auf und versah ihn mit jener Energie, die er für seinen Alltag brauchte.

Und jetzt brauchte er sie. Die Angelegenheit des Monsieur Paccoli war einigermaßen kompliziert. Dass sich der Unterneh-